

SKYE WARREN

ENDGAME

BUCH ZWEI: DER SPRINGER

Aus dem Amerikanischen von René Ulmer

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Knight (Endgame #2)*
erschien 2017 im Verlag CreateSpace Independent Publishing.
Copyright © 2017 by Skye Warren

1. Auflage Oktober 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Amber Shah.
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover
Titelbild: www.istockphoto.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-683-0
eBook 978-3-86552-684-7

»Es war nicht der Dorn,
der sich zu den Geißblättern beugte,
sondern die Geißblätter,
die den Dorn umringten.«

– Emily Brontë, Sturmhöhen



KAPITEL 1



Ich wache um ein Uhr in der Nacht durch das andauernde Klopfen eines Kopfbretts gegen die Wand auf. Vibrationen wandern durch die harten Federn, auf denen ich zu schlafen versuche. Es ist meine erste Nacht im Rose and Crown Motel im westlichen Teil von Tanglewood. Stöhnen wabert um mich herum, als wären die papierdünnen Wände Surround-Lautsprecher, das Ächzen des Mannes hat einen basslastigen Unterton. Ich wickle die dünne Decke fest um meine Schultern, starre mit großen Augen in die Dunkelheit des Zimmers.

Um drei Uhr schrecke ich durch Gekreische auf. Mein Herz pocht, meine Haut ist schweißnass. Ich schiebe die Bettdecke runter, setze mich auf. Die gleichmäßigen Bewegungen sind fast wie ein Missbrauch, als würden mich meine Zimmernachbarn berühren.

Ich bin mir nicht sicher, wann ich wieder einschlafe, aber als ich wieder aufwache, liege ich mit den Armen über dem Gesicht zusammengerollt auf der Seite auf dem weißen Laken. Die roten Zahlen des Weckers verraten mir, es waren 45 Minuten.

»Ja ... ja ... ja, Baby, genau so.«

Er ist jetzt gesprächiger. Und er hat einen leichten Akzent, der mir vorher nicht aufgefallen ist.

Weil es nicht derselbe Mann ist. Die Erkenntnis kommt begleitet von Scham über mich, weil ich so naiv bin. Die Frau nebenan hat nicht mit ihrem Mann Sex, mit dem sie

eine Billigrundreise durch die Innenstadt von Tanglewood unternimmt. Sie ist eine Prostituierte. Und die Männer sind ihre Freier.

»Du bist so gut, Baby. Nicht aufhören.«

Ich gebe den Versuch zu schlafen auf, da mir die Situation ein wenig zu vertraut ist.

Unter der Belüftungsöffnung in der Decke stehen ein Stuhl und ein Tisch, beide aus blassem Holz. Kühle Luft streicht über meine Haut und mit ihr der Geruch nach Rauch und ein Gestank, den ich nicht einordnen kann. Auf dem quadratischen Tisch befindet sich mein weltlicher Besitz – der Beutel, in dem ich im Studentenwohnheim meine Schmutzwäsche aufbewahrt habe –, und darin so viele Kleidungsstücke, wie ich an dem Abend mitnehmen konnte. Bücher über altertümliche Mythologie von dem Semester, in dem ich vom College abgegangen bin. Es gibt keinen Grund, sie zu behalten, aber ich konnte mich nicht dazu überwinden, sie zurückzulassen.

Ein kleiner Haufen Geld. Nicht genug, um für die medizinische Versorgung meines Vaters aufzukommen, bei Weitem nicht genug, um unser Haus zu retten. Aber es wird reichen, damit ich ein paar Wochen in diesem Motelzimmer bleiben kann. Und für Essen, wenn ich aufpasse.

»Jetzt dreh dich um«, verlangt der Mann nebenan keuchend. »Ich will diesen hübschen dicken Arsch sehen, für den ich bezahle. Ja, ja, genau so. Ich liebe es, beschissen noch mal.«

Ich schaudere, aber das hat nichts mit der Luft zu tun, die von oben zu mir herunterströmt. Ich denke an die Frau, die bei ihm ist, meine gesichtslose Nachbarin. Was denkt sie jetzt wohl? Was empfindet sie? Scham? Schuld? Erleichterung? Oder vielleicht ist sie auch schlau genug,

sich mit Alkohol zu betäuben, und empfindet überhaupt nichts.

In gewisser Weise war es seit dem Verlust meines Zuhauses einfach, mich allein aufs Überleben zu konzentrieren. Wo ich schlafen soll, was ich essen soll. Wie ich mit klebrigen Münzen und kleinen Päckchen Waschmittel aus dem Automaten meine Wäsche im Waschsalon waschen kann. Einfach nur zu überleben bekomme ich wahrscheinlich sogar hin. Und ich habe bei so vielem versagt. Bei meinem Vater. Und schlimmer noch, ich habe meine Mutter enttäuscht. Und ich habe bei mir selbst versagt.

»Wehr dich nicht. Ich will deinen Arsch. Das ist so verflucht eng. Ich brauche das.«

Ich schäme mich so sehr, dass meine Wangen glühen.

Ich kann das nicht mehr mit anhören.

Irgendwas anderes als Reinigungsmittel lässt die Oberflächen im Badezimmer glänzen. Aus den Fugen kriecht irgendetwas Schwarzes, als hätte man diesen Ort mit dickem Filzstift gemalt. Es ist ekelhaft, aber zumindest kann ich das Wasser aufdrehen. Es plätschert zufriedenstellend in die zerkratzte Wanne, übertönt fast die Sexgeräusche von nebenan. Ich habe noch immer mein kurzes Oberteil und die Shorts an, die ich zum Schlafen trage, setze mich auf den Toilettendeckel, ziehe die Knie unter mein Kinn. Ein feiner Sprühnebel von der Dusche bedeckt mein Gesicht.

Im stetigen Wasserstrom höre ich nicht die Entwürdigung meiner Nachbarin. Ich höre meine eigene.



KAPITEL 2

Ich habe mal in einem Schloss gelebt. Ich hätte es mit meinem Leben verteidigt. Das war es nicht, was Gabriel Miller von mir wollte. Er wollte meine Unschuld.

Ich habe sie ihm gegeben, aber das hat nicht gereicht.

Jetzt bin ich entschlossen, das Zuhause meiner Familie zurückzubekommen.

Durch einen senkrechten Spalt zwischen den Vorhängen des Motelzimmers dringt Sonnenlicht, teilt den Raum in zwei Hälften. Ein ungemachtes Bett mit einem Nachttisch und einer staubigen Bibel darauf auf der einen Seite und einem Tisch samt Stuhl auf der anderen. Ein unordentlicher Haufen Kleidung und Bücher darauf sind die Überbleibsel eines früheren Lebens. Ein rechteckiger Lichtstrahl trifft den Spiegel und ich nutze die Reflexion, um mir die Zähne zu putzen und mein Haar wenigstens annähernd präsentabel zu kämmen. Wo ich hingehe, werden mir Maßanzüge und teure Maniküren begegnen. Ich trage ein T-Shirt mit dem Aufdruck des Smith Colleges und meine Lieblingsjeans. Eine dünne Rüstung für den Kampf meines Lebens.

Ich wickle mein ganzes Bargeld um meinen Zimmerschlüssel und schiebe es in meine Gesäßtasche. Ich bin nicht bereit, es auch nur für ein paar Stunden aus den Augen zu lassen. Ich bezweifle, dass sich jemand täglich um die Zimmer im Rose and Crown kümmert, und falls doch, würde man es wahrscheinlich nicht stehlen, aber ich

kann kein Risiko eingehen. Meine Weltanschauung hat sich von Privatschulen und Wohltätigkeitsauktionen zum Preis eines Hotdogs im Laden um die Ecke gewandelt.

Ich öffne die Tür, grelles Licht blendet mich.

Ich stolpere über einen großen, warmen Körper, der mir im Weg liegt.

»O mein Gott«, keuche ich überrascht, während ich mich auf dem rauen Asphalt hochstemme. »Das tut mir leid.«

Erst in den folgenden Sekunden begreife ich, wie seltsam es doch ist, dass jemand vor meiner Tür liegt. 20 Jahre gesellschaftliche Erziehung haben dazu geführt, dass ich mich erst entschuldige und dann Fragen stelle. Die große Gestalt steht taumelnd auf und ich weiche mit großen Augen einen Schritt zurück.

Ich sehe bleiche Stoppeln und dunkelblaue Augen. Er trägt zu viele Schichten Kleidung, um eine deutliche Vorstellung von seinem Aussehen zu bekommen, aber er ist groß und breit. Mit anderen Worten: eine Bedrohung. Ich muss damit aufhören, mich zu entschuldigen, und anfangen, mich zu schützen.

»Ich habe kein Geld«, lüge ich, während ich mich schon darauf vorbereite wegzulaufen. Meine Tür steht noch immer offen, er versperrt mir den Weg zurück, aber wenn es sein muss, gebe ich meine Kleidung und meine Bücher auf.

Er runzelt die Stirn, eine Verschmelzung buschiger Augenbrauen. »Hab kein Interesse an deinem beschissenen Geld.«

Es ist irgendwie erleichternd, dass es sich nicht um den geschwätzigen Freier von letzter Nacht handelt, aber er könnte einer der anderen Männer sein. Oder er könnte nicht genug Geld haben, jemand, der sich nehmen will, was er sich nicht leisten kann.

Ich ziehe mich einen weiteren Schritt zurück. »Ich will keinen Ärger.«

Andererseits, wer will schon Ärger?

Der Mann scheint zu wachsen, ohne sich zu bewegen, ein subtiles Schütteln seiner Gestalt. Irgendwie wirkt er auf mich wie ein Hund, der sich einem Eindringling stellt und im Angesicht der Gefahr drohend das Fell sträubt. »Hab ich dich verdammt noch mal angefasst?«

Die Worte sind gleichzeitig beschwichtigend und eine Drohung, ein Hinweis, dass er mir nichts getan hat, obwohl er die Aussage wie ein Knurren von sich gibt. Vielleicht hat er mir nichts getan, aber er ist ein starker Mann auf einem Furcht einflößenden Parkplatz, der einem einsamen Mädchen gegenübersteht. Man muss eine Drohung nicht aussprechen, damit sie real wird.

»Nein.« Von irgendwoher beziehe ich die Kraft, das zu sagen. »Aber Sie stehen mir im Weg zu meinem Zimmer.«

Er sieht durch die offene Tür, sieht das ungemachte Bett, den zugemüllten Tisch. Was sieht er? Etwas, das er sich nehmen kann? Einen dunklen Ort, wo er mir wehtun kann? Seine Betrachtung ist zu gründlich, um absolut harmlos zu sein. Und als er mich wieder ansieht, liegt in seinem Blick eine gewisse Gerissenheit. »Wie viel?«

Die Scham steigt mir wie Säure in die Kehle. Er glaubt, ich bin wie das Mädchen nebenan, die, die jede Stunde einen anderen Kunden hat. »Mehr als Sie sich leisten können.« Das würde sich nur dann gut anfühlen, wenn es nicht so wäre.

Sein Lachen klingt rostig, aber ehrlich, als wäre er selbst davon überrascht. »Ich vermute, du hast verflucht noch mal recht.«

Er geht zur Seite, vollführt eine übertriebene Geste, eine höhnische Erlaubnis, meine Tür zu schließen.

Es fühlt sich wie ein Hinterhalt an. Würde ein Sexualstraftäter nicht genau dasselbe tun? Sobald ich in der Nähe der Tür bin, stößt er mich rein. Er wird mich zwingen, Dinge zu tun, und dem zufolge, was ich letzte Nacht gehört habe, würde mir niemand zu Hilfe kommen, wenn ich schreie.

Aber wenn man nur noch zwei Paar Jeans hat, ist der Verlust von einer keine Kleinigkeit. Ich komme einen Schritt näher, behalte ihn auf dieselbe Weise im Auge, wie ich es mit einer Schlange auf einem Wanderpfad tun würde. In seinem Blick liegt eine gewisse Härte, als hätte er schon mal dem Tod gegenübergestanden. Als würde er damit rechnen, diese Begegnung zu wiederholen. Ich neige mich weg von ihm, während ich mich weiter der Tür nähere, bereit zu kämpfen, sollte er mich anfallen.

Stattdessen beobachtet er mich mit vor der massigen Brust verschränkten Armen. Kein Angriff, aber er lässt mich auch nicht in Ruhe. Sein Blick ist aufmerksam, ernsthafter als das flüchtige Interesse eines dahergelaufenen Obdachlosen.

Ich schließe die Tür. Das schwere Schloss rastet ein.

Als ich ihn wieder ansehe, geschieht es mit ironischer Dankbarkeit. Ich traue dem Mann nach wie vor nicht, aber wie er meinen morgendlichen Frieden stört, hat etwas Vertrautes an sich, eine kodierte Nachricht, die sich hinter der Art, wie er steht und alles beobachtet, verbirgt.

»Wie heißen Sie?«, frage ich.

Er sieht mich mit zusammengekniffenen Augen misstrauisch an. Unter den gegebenen Umständen ist das seltsam. »Was geht dich das an?«

Eigentlich nichts. »Ich bin Avery«, stelle ich mich trotzdem vor.

Er schweigt, kalt und ungerührt. Ich muss eine Festung erstürmen, also mache ich mich auf den Weg.

»Will«, ruft er mir hinterher.

Ich zögere nur kurz, eine Unterbrechung in meinem Marsch. Eine unausgesprochene Bestätigung für ein selten gemachtes Geschenk. Ich würde Will nicht als Freund bezeichnen, aber ich brauche jeden Verbündeten, den ich kriegen kann. Ich habe schon zu viele Feinde in dieser Stadt.

KAPITEL 3



Über unebene Gehwege komme ich zur Bushaltestelle. Zischend und ruckelnd fährt die U-Bahn durch die Innenstadt, bis ich vor dem vergitterten Tor eines vornehmen Pflegeheims stehe. Die Böden drinnen bestehen aus weißem Marmor mit Sprenkeln irgendeiner silbernen Substanz, die unter dem Licht der Kronleuchter an der Decke glitzern. Es ist ein luxuriöser Ort, um einiges nobler, als ich es mir leisten kann.

»Er war gestern Abend etwas unruhig«, berichtet mir die Schwester leise mit einem Hauch von Mitgefühl. »Der Doktor hat ihm etwas gegeben, damit er schlafen kann. Wahrscheinlich wird er etwas benommen sein, wenn er demnächst aufwacht.«

»Das ist okay.« Ich zwingen mich zu lächeln. »Ich werde mich einfach zu ihm setzen.«

Die Wahrheit ist, er ist in den drei Tagen seit seinem Herzinfarkt nicht aufgewacht. Zumindest nicht, wenn ich ihn besucht habe. Ich schäme mich dafür, dass ich froh darüber bin. Zumindest weiß ich, wenn er schläft, erholt er sich, schlummert friedlich in dem Wissen, dass unser Zuhause noch mir gehört. In dem Wissen, dass seine Tochter ihre Jungfräulichkeit nicht versteigert hat. Was soll ich ihm sagen, wenn er bei vollem Bewusstsein ist?

Wie soll ich ihm das erklären?

Die Wandleuchten werfen nur wenig Licht in den Raum, der gelbe Schein verleiht den holzvertäfelten Wänden

ein eigentümliches Glimmen. Das Bett ist größer als ein herkömmliches Krankenhausbett, mit einem schweren Plastikgeländer rundherum. In einem im antiken Stil gehaltenen Schrank befindet sich der Großteil der piep-senden und surrenden Geräte, die für das Wohlbefinden meines Vaters sorgen.

»Hallo, Daddy.«

Auf den weißen Laken sieht er so alt aus, die Haut seiner Hände dünn wie Papier, mit lilafarbenen Adern darunter. Die Narben von dem Abend, als man ihn angegriffen hat, sind deutlich zu erkennen. Der Anblick lässt mich schauern. Wer auch immer ihn angegriffen hat, sie sind noch immer da draußen. Auch der Mann, der durch unseren Garten geschlichen ist, als wir alleine im Haus waren.

An manchen Tagen fühle ich mich paranoid, als hätte mich unser sozialer Absturz verändert, zu einer düstere-ren Person gemacht. Aber wenn ich meinen Vater ansehe, zerbrechlich und gebrochen, dann weiß ich, meine Furcht ist gerechtfertigt. Jemand da draußen wollte ihn verletzen. Vielleicht töten. Wird man es noch einmal versuchen?

Nicht solange er hier ist. Die Sicherheit ist hier genauso gut wie das Essen und die Unterbringung. Die allerbeste. Das Buch, das ich hiergelassen habe, liegt nach wie vor auf dem Nachttisch. *Gefährliche Frauen der Geschichte*. Es ist zu alt und abgegriffen, um noch einen Wiederverkaufswert zu haben. Zumindest war das meine Entschuldigung dafür, es zu behalten. Oder vielleicht habe ich es als Erinnerung gebraucht, damit ich nicht vergesse, dass Frauen stark waren, auch wenn man versucht hat, sie kleinzuhalten. Dass sie nicht immer nur Bauern in den Spielen der Männer sein müssen.

Ich setze mich auf den Bettrand und beginne vorzulesen.

»Das Gesicht, weswegen sich tausend Schiffe auf den Weg machten, hat ebenso viele Geschichten darüber inspiriert, was wirklich zwischen Helena und Paris geschah und wie es Troja in einen Krieg stürzte. War es ihre Schönheit, die die Männer um den Verstand gebracht hat? War sie das Aushängeschild für einen Krieg, dessen Wurzeln in wirtschaftlichem Ungleichgewicht zu suchen waren? Oder verbirgt sich mehr hinter ihrer Geschichte, unter der Oberfläche?«

Ich weiß nicht, ob er mich hören kann, aber den Versuch ist es wert.

Und jedes Mal, wenn ich über Helena von Troja lese, fühle ich mich meiner Mutter näher. Mein Vater hat sie so genannt und es passt. Eine wunderschöne Frau, die Ehefrau eines Königs. Sie hat keinen Krieg begonnen – zumindest nicht soweit ich weiß. Aber sie ist eine geheimnisumwitterte Figur meiner Vergangenheit, ein Enigma, das ich nur durch Geschichten, die mir mein Vater erzählt hat, enträtseln kann. Genau so, wie Helena aus zahllosen Interpretationen und Erwähnungen in geschichtlichen Texten entstanden ist.

»Helenas geschichtliche Stellung wirft weitere Fragen auf. Inwiefern repräsentiert sie das Schönheitsideal? Und inwiefern beeinflussen Frauen den Lauf der Geschichte?«

Vom Bett höre ich ein Murmeln und ich sehe hin. Daddys Augen sind noch immer geschlossen, aber zwischen seinen Augenbrauen hat sich eine Falte gebildet. Ich berühre seine Hand, kalt. Ich drücke sie sanft, die andere Hand lege ich auf seine Stirn.

»Daddy?«

Keine Antwort.

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals hinunter.

»Wahrscheinlich langweilst du dich. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie du mich anlächelst und mir sagst, ich soll nicht bei schlechtem Licht lesen, weil ich mir sonst die Augen ruiniere.«

Weitere unverständliche Laute, ein beunruhigtes Murmeln. Kurz bewegen sich seine Lippen, dann sind sie wieder reglos. Versucht er, mit mir zu sprechen? Ist er wach oder träumt er?

»Daddy, kannst du mich hören? Ich bin hier.«

»Helen«, sagt er heiser und dünn.

»Genau«, flüstere ich mit Tränen in den Augen. Aber ich erkenne an seinem Ton, er hat mich nicht gehört. Zumindest nicht bewusst. Er ist nicht wach, sondern bekommt seine Umwelt nur durch einen Medikamentschleier mit. Und die Sehnsucht in seiner Stimme gilt nicht einer geschichtlichen Figur, sondern meiner Mutter Helen James.

»Miss James.« Die Stimme hinter mir lässt mich mit einem Aufkeuchen herumfahren.

Vergangenheit und Gegenwart prallen in einem atemlosen Augenblick aufeinander, bevor ich mich wieder fassen kann. Es dauert eine Sekunde, bevor alles wieder deutlich ist und ich den Leiter des Pflegeheims erkenne.

»Mr. Stewart«, sage ich nach wie vor bewegt. »Schön, Sie zu sehen.«

Seine Miene ist ernst. »Tut mir leid, dass sich der Zustand Ihres Vaters nicht bessert, aber der Doktor ist optimistisch. Trotz seines Alters und seiner Verletzungen sind seine Vitalwerte gut.«

Kurz schließe ich die Augen, hin- und hergerissen zwischen einem Dankgebet und einem Flehen an die Zukunft. »Danke.«

»Natürlich ist er in seinem gegenwärtigen Zustand einem höheren Risiko eines weiteren Herzinfarkts oder sogar eines Hirnschlags ausgesetzt. Es gibt ein neues Medikament, ein weiterentwickelter Gerinnungshemmer, das ihm helfen kann. Der Doktor kann mehr ins Detail gehen.«

Ein neues Medikament? Klingt teuer. Und wir sind nicht versichert.

Es wird mir eng ums Herz. »Natürlich, aber ich ... ich kann nicht ...«

Das Verständnis in seinem Blick ist wie das Drehen des Messers in der Wunde. »Darüber müssen Sie sich keine Gedanken machen, Miss James.«

»Aber ich ... nun ja, doch. Verstehen Sie, im Moment ...«

»Mr. Miller hat sich der Sache bereits angenommen.«

Ich weiß, dass Gabriel für die Versorgung meines Vaters hier aufkommt, aber was, wenn er diese Hilfe einstellt? Ich habe noch keinen Zugriff auf das Geld von der Auktion, erst nach Ablauf der 30 Tage. Mein Vater könnte auf der Straße landen. In seinem Zustand käme das einem Todesurteil gleich.

Mr. Stewart kommt näher, legt seine Hand auf meine Schulter. »Bitte seien Sie beruhigt. Mr. Miller hat unserer Gesellschaft eine großzügige Spende zukommen lassen. Die einzige Bedingung ist, dass wir uns um Ihren Vater kümmern, solange es nötig ist. Sie sehen, Sie müssen sich deshalb keine Sorgen machen. Konzentrieren Sie sich nur auf die Gesundheit Ihres Vaters.«

Ich sehe ihn verständnislos an. Die Kosten dieser Einrichtung sind astronomisch. Nach dem Überfall auf meinen Vater, als er bettlägerig wurde, habe ich jedes

Wohnheim der Stadt überprüft. Damals konnte ich mir nicht einmal die mieseste Unterbringung leisten, schon gar nicht so etwas wie das hier. Und Gabriel Miller hat sogar noch weitaus mehr gezahlt, so viel, dass mein Vater für den Rest seines Lebens abgesichert ist.

Mr. Stewart lächelt seltsam. »Sie sehen fast aus, als würden Sie sich Sorgen machen, meine Liebe.«

Die Worte wollen mir kaum über die Lippen kommen. Ich empfinde Verwirrung. Dankbarkeit. Furcht. Das Letztere verabscheue ich, aber ich kann nicht anders, als mich zu fragen, was ich als Gegenleistung erbringen muss.

»Mr. Miller gehört nicht zur Familie.«

Er ist nicht einmal ein Freund. Nein, er ist ein Feind. Der Mann, der meinen Vater gebrochen hat. Mein Vater hat ihn bestohlen und darum hat er der Staatsanwaltschaft Beweise zugespielt, die zu seiner Verurteilung geführt haben. Er hat meine Jungfräulichkeit bei einer herzlosen Auktion ersteigert. Warum sollte er uns helfen? Das würde er nicht. Was bedeutet, er wartet ab. Er hält meinen Vater am Leben, damit er ihm später erneut schaden kann. Er bleibt in meiner Nähe, damit er mich erneut verderben kann.

»Ich verstehe.« Und ich sehe Mr. Stewart an, dass er es tatsächlich tut. Jemand, der so viel Geld in Form von Familienvermögen sieht, sieht bestimmt auch Grausamkeiten, die als Freundlichkeit getarnt sind. Er nickt zu dem Buch in meinen Händen. »Ich habe Sie gehört, wie Sie Ihrem Vater vorgelesen haben. Das ist nett.«

Ich schüttle den Kopf. »Ich glaube nicht, dass er mich hört.«

»Vielleicht nicht, aber Freundlichkeit wirkt sich nicht nur auf den Empfänger aus. Manchmal tut es der Gebende für sich selbst.«

»Wollen Sie behaupten, Gabriel Miller musste etwas Nettes tun? Warum? Weil er meinen Vater in diese Situation gebracht hat?«

Ein zurückhaltendes Lächeln. »Vielleicht. Aber ich habe mich mehr für das Thema an sich interessiert. Sie haben mehr Macht, als Ihnen bewusst ist, Miss James.«



KAPITEL 4

In der griechischen Mythologie war Helena von Troja die schönste Frau der Welt. Im Mittelalter und in der Renaissance wurden zahllose Darstellungen von ihr angefertigt und alle spiegeln sie die Interpretation von Schönheit des jeweiligen Künstlers wider. Kann sein, dass jedes Mädchen denkt, seine Mutter sei die Schönste, aber es fällt mir nicht schwer, mir meine Mutter in einem fließenden Kleid vorzustellen, wie sie auf das grün glitzernde Meer hinausblickt.

Das ist meine Version von Helen James, einer Frau, um deren Gunst mehrere Männer kämpfen. Eine Frau, die einen König geheiratet hat. Eine Frau, die so ganz anders ist als ich.

Bislang bin ich vom College abgegangen, habe das Familienzuhause verloren und meine Jungfräulichkeit verkauft. Nicht unbedingt das, was man sich nach Jahren in Mythen erzählen wird.

Und was auch immer Gabriel Miller sein mag, königlich ist er nicht.

Trotzdem kann ich nicht behaupten, das glänzende Gebäude wäre nicht prächtig. Im Eingangsbereich von Miller Industries hängen Kronleuchter aus einer Million Glassplitter, die eine aus Stein gemeißelte Statue von Atlas beleuchten. Der Boden besteht aus irgendeinem Metall, die geschwungene Oberfläche ist korrodiert, aber trotzdem schön.

»Mr. Miller ist nicht verfügbar«, sagt die Empfangsdame mit ihren hübschen, aber leeren Augen hinter der Drahtgestellbrille.

»Ich weiß«, entgegne ich entschuldigend. »Und ich weiß, das ist ungewöhnlich. Aber er kennt mich, das schwöre ich Ihnen. Wir haben eine ... persönliche Verbindung. Wenn Sie ihn einfach rufen könnten ...«

Sie tippt weiter auf ihrer Tastatur herum, schafft es, gleichzeitig ihre Arbeit zu erledigen und eine Betonmauer darzustellen. »Tut mir leid, aber das ist nicht möglich. Mr. Miller ist ...«

»Nicht verfügbar«, beende ich den Satz. Sie hat das schon ein halbes Dutzend Mal gesagt.

Sie ist entschlossen, mich abzuwimmeln, und ich bin genauso entschlossen zu bleiben. Ob Gabriel Miller mit der Spende an das Pflegeheim freundlich sein wollte oder nicht, ihm gehört noch immer das Zuhause meiner Familie. Ich habe einen Fetzen Papier von der Stadt, der das belegt.

»Sie können mit dem Verwalter sprechen, der für Ihr Haus zuständig ist.«

Einerseits weiß ich, dass sich Gabriel weigern könnte, mich zu empfangen, aber soweit ich das beurteilen kann, weiß er vermutlich nicht einmal, dass ich hier bin. Frustration macht sich ätzend und heiß in meinem Magen breit. Das hat er absichtlich gemacht, mich wegzuschicken, damit ich erfahre, dass er sich mein Familienzuhause unter den Nagel gerissen hat, sodass ich nirgends hinkann.

»Na schön«, gebe ich erschöpft nach.

Irgendein Angestellter wird mir nicht helfen können. Er wird nichts über die illegale Versteigerung meiner Jungfräulichkeit wissen oder von Gabriels Rolle beim Niedergang meines Vaters.

Nur, es kommt kein Mann zu mir. Es ist eine Frau, deren marineblaues Kostüm ihre schmale Taille und ihre langen, dunklen Beine betont. Für jemanden, der für Liegenschaften dieser Größenordnung verantwortlich ist, ist sie jünger, als ich erwartet hätte. Sie ist gerade einmal ein paar Jahre älter als ich.

»Miss James.« Sie klingt fast mitfühlend. »Ich bin Charlotte Thomas. Bitte, gehen wir nach oben. Dort können wir über Ihren Fall sprechen.«

»Oh, danke.« Ich bekomme kaum mit, wie sie mich zu der Reihe glänzender Aufzüge führt. Ich habe nicht damit gerechnet, von irgendwem hier freundlich empfangen zu werden, besonders von niemandem, der über die Situation meiner Familie Bescheid weiß.

Sie führt mich zum hintersten Fahrstuhl, zieht ihre Schlüsselkarte durch das Lesegerät, um ihn zu öffnen.

»Nach Ihnen.«

Ich betrete die goldverzierte Kabine, bemerke, wie schlicht meine Kleidung doch ist. Als sich die Türen schließen, sehe ich um mich herum an jeder Wand mein Spiegelbild, ein ängstliches, kleines Mädchen anstelle der Frau, die ich sein wollte.

»Miss Thomas ...«

»Bitte nennen Sie mich Charlotte. Miss Thomas ist meine Mutter.« Sie schaudert kaum wahrnehmbar, in ihrem Blick glitzert der Schalk. »Ein echtes Biest von einer Frau.«

Ich blinzele, als meine Zahnräder ineinandergreifen.
»Moment. Nina Thomas?«

Ein breites Grinsen, hübsch, aber trotzdem erinnert es ebenfalls ein wenig an ein Biest. »Genau die.«

»Sie war mit meiner Mutter befreundet.« Charlotte ist mir augenblicklich sympathisch. Ich bin Nina Thomas nur

ein paarmal bei gesellschaftlichen Anlässen begegnet, aber sie hat mich jedes Mal herzlich umarmt und mir gesagt, ich sähe genau wie Helen James aus. Und bei der Hochzeit meiner Eltern war sie die Trauzeugin.

»Ich weiß«, bestätigt Charlotte erfreut. »Mom sagt, sie waren beste Freundinnen. Und wenn man bedenkt, dass sie die meisten Leute gerade mal tolerieren kann, will das schon was heißen.«

Ich finde es seltsam, dass Charlotte für Gabriel Miller arbeitet, den Mann, der meinen Vater mit skrupelloser Berechnung ruiniert und meine Jungfräulichkeit gekauft hat. Den Mann, der das Haus meiner Mutter gestohlen hat. Die Traurigkeit schnürt mir die Kehle zu, diese seltsame Erleichterung, dass meine Mutter das nicht miterleben muss.

Etwas davon muss man mir angesehen haben, da Charlotte meine Hand berührt. »Ich weiß, Ihr Fall weist ... spezielle Umstände auf. Und ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen zu helfen.«

»Beinhaltet das auch, mir mein Zuhause zurückzugeben?«

»Nein, aber ich werde Ihnen den Ablauf erklären und Sie dabei begleiten. Mr. Miller ist ...«

Die Glocke des Fahrstuhls unterbricht sie. Die Tür schiebt sich auf, gibt den Blick auf einen großen, mit Teppichboden ausgelegten Flur mit dunklen, mahagoni-getäfelten Wänden frei. Als Kunstwerke hängen hier zwei große Leinwände, eine auf jeder Seite, mit gewagten, kräftigen Farbspritzern, eher Textur als bedeckend, ein visueller Spießbrutenlauf.

»Mr. Miller ist ...?«, hake ich nach.

Sie sieht zurück. »Es ist schwierig, ihn zu verstehen, aber er ist gerecht.«

Gerecht. So kann man die Art, wie er mich gekauft hat, auch bezeichnen. Und wie er mich gefickt hat.

Die neue Umgebung und die schwache Beleuchtung machen mich schwindelig. Ich bin mir schon im Fahrstuhl klein vorgekommen, aber das ist kein Vergleich zu diesem Flur. Ich bin Alice im Wunderland, nachdem ich den Kuchen gegessen habe, der mich schrumpfen lässt. Alles fühlt sich übertrieben groß und dunkel an. Ich falle, falle.

Im Gegensatz zu mir bewegt sich Charlotte entschlossen vorwärts. »Keine Angst.«

Das ist nicht gerade beruhigend.

Aber ich folge ihr trotzdem, bemühe mich, aufrecht zu gehen, wehre mich gegen das seltsame niederdrückende Gewicht, das dieser Ort auf mich ausübt. Wir erreichen eine Holzplatte ohne Türknauf. Die kaum auszumachende rechteckige Fuge ist der einzige Hinweis darauf, dass hier etwas ist. Charlotte berührt das Holz, was ein Tastenfeld unter ihren Fingerspitzen aufleuchten lässt. Hoch technisierte Sicherheit, getarnt als alter Luxus. Das Türblatt schwingt auf, dahinter liegt ein sogar noch größeres Büro.

Mit eleganten Bewegungen führt sie mich hinein.

Während ich ihr folge, fühle ich mich wie ein Fohlen, neugeboren und naiv.

Vor einem Schreibtisch von der Größe eines Autos stehen zwei breite Ledersessel. Ich suche mir einen aus, setze mich mit zusammengedrückten Knien und dazwischengeklemmten Händen auf die Kante der Sitzfläche. Das raue Gefühl von Denim auf meiner Haut beruhigt mich. Ich falle nicht wirklich. Und wenn doch, muss ich bald aufschlagen.

Charlotte setzt sich auf die Schreibtischkante, nur etwa einen Meter entfernt. »Ihr Haus ist eine Art Sammelpunkt

im vorläufigen Besitz einer Dachgesellschaft, die eine Versteigerung in die Wege leitet, um Schuldbeträge einzuziehen.«

Meine Hände verknoten sich ineinander. »Ich verstehe nicht, wieso das Haus nicht mehr Teil meines Treuhandfonds ist. Es hat nicht meinem Vater gehört. Es sollte gar nicht Bestandteil seines Schuldspruchs sein.«

Und ein dunkler Teil von mir flüstert mir zu, dass meine Mutter gewusst hat, so etwas könnte passieren, dass sie das Haus in den Treuhandfonds eingegliedert hat, um mich zu schützen, egal was mein Vater tut.

Was für Geheimnisse hat sie gekannt?

»Ich bin mir nicht sicher, was den Treuhandfonds angeht.« Charlotte sieht mich entschuldigend an. »Ich weiß nur, was nach der Beschlagnahmung durch das Gericht und der darauf folgenden Übereignung an Miller Industries geschehen ist.«

Ich weiß, ich muss als Nächstes mit Onkel Landon sprechen. Seit dem Tod meiner Mutter hat er den Treuhandfonds verwaltet. Und er hat mir gesagt, das Haus sei sicher. Aber ich habe ihn das letzte Mal bei der Auktion gesehen, als er mich als Hure bezeichnet hat. Als er mir gesagt hat, ich würde das Andenken meiner Mutter beschmutzen.

Tief Luft holen. »Gibt es eine Möglichkeit, die Auktion zu verhindern? Was, wenn ich die Schulden begleichen kann?«

Gabriel Miller hat für meine Jungfräulichkeit eine Million bezahlt. Nach der Auktion hat er das Geld auf einem Treuhandkonto angelegt, aber ich kann erst nach einem Monat darauf zugreifen. Das bedeutet, in zwei Wochen könnte ich die Steuern und was sonst noch ansteht bezahlen.

»Ich befürchte, dafür ist es zu spät. Aufgrund der eng gesteckten Richtlinien, denen wir in unserer Rolle als Dachgesellschaft unterliegen, ist eine Auktion der einzige Weg, wie das Haus unseren Besitz verlassen kann.«

Ich kaue auf meiner Lippe herum. »Kann ich für das Haus bieten?«

»Das könnten Sie«, bestätigt sie gedehnt.

»Wie viel wird man veranschlagen?«

»Die Gebote beginnen mit symbolischen 200.000 Dollar. Wie hoch Sie danach gehen ...« Sie hebt ihre schmalen Schultern. »Es hat einen regulären Marktwert von mehreren Millionen Dollar, aber bei Auktionen werden Häuser oft für einen Bruchteil ihres Werts verkauft.«

Einen Bruchteil? Wie eine Million Dollar? Denn mehr habe ich nicht. »Wann findet die Auktion statt?«

Sie zögert. »Darum habe ich versucht, Sie anzurufen.«

Ich kann mir mein Handy nicht mehr leisten. »Warum?«

»Die Auktion ist in zwei Tagen.«

Ich falle ganz eindeutig. »Nein. Bis dahin habe ich das Geld nicht. Warum so schnell?«

»Auktionen werden für gewöhnlich zeitnah angesetzt, um die Schulden schnell zu begleichen und damit sich keine Schuldzinsen ansammeln.«

»Zwei Tage!« O Gott, die Verhandlung meines Vaters hat von der Anklageerhebung bis zur Urteilsverkündung sechs Monate gedauert.

Sie erwidert meinen Blick nicht, ihre schönen braunen Augen weichen mir aus. »Ihr Fall verlief besonders schnell.«

Ich spüre ein heißes Stechen in meinen Augen, aber ich weigere mich, vor ihr in Tränen auszubrechen. Meine

Hände verkrampfen sich zu Fäusten, kämpfen gegen meine Gefühle an. »Gibt es irgendeine Möglichkeit, die Auktion hinauszuzögern?«

»Sie können eine Verlängerung beantragen«, sagt sie gedehnt. »Ein Anwalt könnte Ihnen dabei behilflich sein. Aber ...«

Hinter mir ertönt eine tiefe Stimme. »Aber kein Richter in der Stadt wird dem Gesuch stattgeben.«

Ich springe auf die Füße, fahre herum, stehe Gabriel Miller zum ersten Mal, seit er mir meine Jungfräulichkeit genommen hat, gegenüber. In jener Nacht war ich nackt, leichenblass, ein roter Schmierer auf dem Laken. So verwundbar ich damals auch war, ich hatte auch Make-up aufgelegt. Und ich wusste, warum ich dort war, wofür er mich bezahlt hat.

Jetzt bedecken mich meine Jeans und das T-Shirt vom Smith College – nur ein kleiner Trost, während ich mich wie ein Kind fühle.

»Du.« Meine Stimme zittert.

»Du«, wiederholt er. Der Spott in seiner Stimme hallt durch meine Knochen. »Wer sollte sonst in meinem Büro sein?«

Charlotte rutscht vom Schreibtisch. »Ich lasse Sie alleine. Sie haben bestimmt einiges zu besprechen.«

»Danke, Miss Thomas.« In Gabriels Stimme schwingt etwas Drohendes mit.

Kurz sehen mich große, braune Augen an – und ich bin mir nicht sicher, was sie mir vermitteln wollen. Vorsicht? Hoffnung? Es sieht so aus, als hätte sie mich nicht in sein Büro bringen sollen. Ein Teil von mir möchte ihr danken. Der andere fragt sich, ob ich gerade den Kopf in das Maul eines Löwen gesteckt habe.

Dann ist sie fort und wir sind allein an diesem riesigen, düsteren Ort.

Gabriel steht im Schatten, eine große und bedrohliche Präsenz. Ich kann sein Gesicht nicht deutlich erkennen, aber seine Anwesenheit wickelt sich wie eine harte Umarmung um mich. Und sein Blick – o Gott, ich fühle mich, als würde Lava über meine Haut fließen. Ein kräftiger Herzschlag setzt ein, ein Rhythmus, der sich in mich treibt, Stoß für Stoß, eine tief greifende Erinnerung, von der ich nicht weiß, ob ich sie jemals wieder abschütteln kann.

»Du hast mein Haus gestohlen.« Meine Stimme wird von den Wänden wie ein Echo zurückgeworfen.

Er pirscht sich an mich heran, Licht fällt auf sein Gesicht. Und wieder einmal bin ich von dem metallischen Schimmer in seinen blassbraunen Augen entsetzt, wie sie durch irdene Hitze zu glühen scheinen. »Miller Industries hat auf Bitten des Gerichts die Kontrolle über das Haus übernommen. Du glaubst doch nicht etwa, dass ich für das ganze Rechtssystem verantwortlich bin?«

Sein trockener Tonfall sorgt dafür, dass ich schreien möchte. Natürlich steckt er dahinter. »Ich werde diese Verlängerung bekommen. Ich werde mir einen Anwalt nehmen ...«

»Und wie willst du den Vorschuss bezahlen?«, fragt er mit besorgtem Ton.

Wir wissen beide, ich komme vor Ablauf des Monats nicht an das Treuhandkonto heran. »Du bist eine schreckliche Person.«

»Ich bezahle die medizinische Versorgung deines Vaters. Ich dachte, du wärst dankbar dafür.«

»Dankbar? Er braucht diese Versorgung nur deinetwegen!«

Die Anschuldigung ist nicht ganz fair. Gabriel hat den Absturz meines Vaters eingeleitet, was zu Abmachungen im Austausch gegen Informationen geführt hat. Die Männer, die mein Vater betrogen hat, haben sich gerächt, indem sie ihn fast totgeprügelt haben. Seitdem liegt er im Bett.

Natürlich hat Gabriel das alles nur getan, weil mein Vater ihn betrogen hat.

Er kommt näher, betrachtet mich von der Seite, zwingt mich, mich ihm zuzuwenden. »Was ich gesagt habe, habe ich genau so gemeint«, sagt er leise. »Kein Richter wird dem Gesuch stattgeben.«

»Weil du sie in der Tasche hast.«

Ein knappes, bestätigendes Nicken. »Vielleicht. Oder vielleicht weil dein Familienname seit der Anklage wegen Betrugs keinerlei Gewicht mehr in dieser Stadt hat.«

Ich nehme den Schlag ohne sichtbare Reaktion hin. Meine Hoffnungen und Träume liegen zerfetzt auf dem lächerlich dicken Teppichboden, aber ich werde ihm nicht die Genugtuung geben zusammenzuzucken. »Ja, mein Vater hat diese Dinge getan. Ich habe dich nicht betrogen.«

»Hast du nicht? Ich glaube mich zu erinnern, für einen ganzen Monat mit dir bezahlt zu haben.«

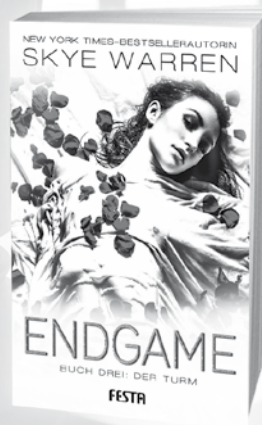
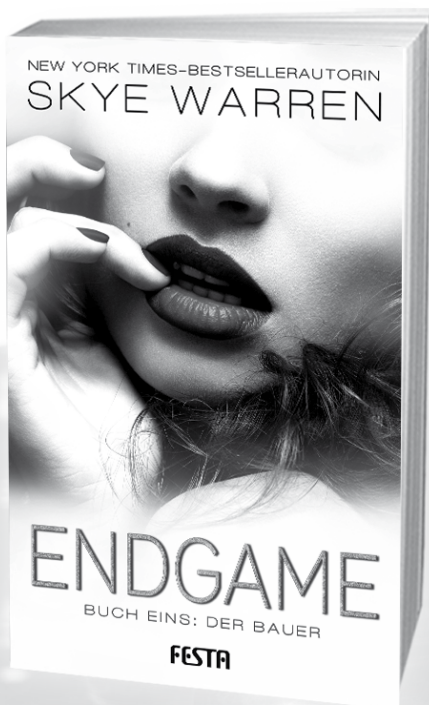
Meine Wangen werden heiß. »Du hast mich weggeschickt.«

»Und wenn ich dich zurückwill?«

Zu spät. Das würde ich ihm am liebsten sagen, aber ich kann mir nicht leisten, den Auktionsertrag zu verlieren. Nicht wenn die Möglichkeit besteht, dass ich das Haus meiner Mutter zurückkaufen kann. »Meine Mutter hat dir nie etwas getan.«

»Was hat Helen James damit zu tun?«

DIE ENDGAME-TRILOGIE



Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de



www.skyewarren.com

SKYE WARREN lebt mit ihrer Familie, mehreren süßen Hunden und einer eigensinnigen Katze in Texas.

Skys Bücher haben schon mehrmals die Bestsellerlisten der *New York Times* erobert. Sie bezeichnet ihre Romane als »dangerous romance«. Die dunkle psychologische Prosa fasziniert ihre Leser, verstört sie aber auch.

Skye Warren bei FESTA:

Fernweh

ENDGAME – Buch 1: Der Bauer

ENDGAME – Buch 2: Der Springer

ENDGAME – Buch 3: Der Turm